

Prof. Dr. Claudia Janssen

Dem Tod nicht glauben – endlich leben

Vortrag bei der Tagung

Wie im Himmel, so auf Erden – Nachdenken über gutes Leben

Geschlechterbewusste theologische Sommerakademie

Ev. Bildungsstätte auf Schwanenwerder, Berlin

3.-5. Juli 2015

Nachdenken über gutes Leben“ – das haben wir uns für diese Tagung vorgenommen. Als wir uns in der Vorbereitung dieses Thema überlegt haben, war für mich sofort klar, dass es auch dazu gehört über Tod und Sterben zu sprechen, wenn wir überlegen, was gutes Leben für uns heißt. Gehört das Sterben zu diesem guten Leben dazu oder setzt es ihm eine Grenze, vor allem dann, wenn es mit Schmerzen und Leid verbunden ist? Ich habe im letzten Jahr viel über das Leben gelernt, als ich zusammen mit anderen Menschen Luise Schottroff in der Zeit ihrer Krankheit bis zu ihrem Tod am 8. Februar 2014 begleitet habe. Ich habe erfahren, dass gutes Leben bis zum letzten Atemzug möglich ist und habe in dieser Zeit auch viel von meiner eigenen Angst vor dem Sterben verloren.

„Dem Tod nicht glauben“ – diesen Titel haben wir Schüler_innen und Wegbegleiter_innen der Festschrift zu Luise Schottroffs 70. Geburtstag gegeben (2004). Mit diesem Titel möchte ich auch meinen Vortrag heute Nachmittag überschreiben und ihn Luise Schottroff widmen.

„Dem Tod nicht glauben“ diese Worte gehen auf eine Bibelauslegung zurück, die Luise Schottroff für den Kirchentag (2000) geschrieben hat: zur Heilung der Blutflüssigen und der Auferweckung der Tochter des Jairus (Mk 5,21-43). Sie liest diese Erzählungen in ihrem sozialen Kontext als Geschichten über das Gottvertrauen, die dem Tod die Macht absprechen, das Leben zu bestimmen. Sie schreibt:

„Die Blutflüssige, Jesus, das Mädchen und seine Eltern und die Jünger haben nicht dem Tod geglaubt, sondern der Kraft und Nähe Gottes. Sie haben dem Tod die Macht über das Leben bestritten, ihm die Macht fortgenommen. Wundergeschichten der Evangelien sind Widerstandsgeschichten des Glaubens gegen die Gewalt und die Todesmächte, die das Leben behindern und beschneiden.“¹

Nicht die Durchbrechung naturwissenschaftlicher Gesetze sei hier das „Wunder“, sondern die Durchbrechung von Gottesferne und Resignation.

„Dem Tod nicht glauben“ bedeutet in ihrer Deutung nicht, die Augen vor dem Tod, vor dessen Allgegenwärtigkeit und Grausamkeit zu verschließen, sondern ihm etwas entgegensetzen: der Resignation und Ohnmacht das Vertrauen auf Gottes Nähe, dem Glauben an den Tod den Glauben an das Leben.

Ich habe jetzt noch einmal die Festschrift zur Hand genommen und einzelne Beiträge gelesen. Sie lassen sich alle auf ihre Weise darauf ein, die Überwindung des Todes als Hoffungsbotschaft durchzubuchstabieren - in der gesamten biblischen Tradition. Ganz am Anfang steht ein Aufsatz von Dorothee Sölle, den sie mit einem Satz der Globalisierungsbewegung von unten überschrieben hat: „Eine andere Welt ist möglich“.² Sie schaut sich unsere Gesellschaft an, die vom Neoliberalismus geprägt ist und konstatiert mit großer Besorgnis und vielleicht auch einer Spur Resignation, dass hier jede Form von Transzendenz undenkbar geworden sei:

¹ Luise Schottroff., Dem Tod nicht glauben. Markus 5,21-43, in: Deutscher Evangelischer Kirchentag Frankfurt/Main 2001 (Hg.), Exegetische Skizzen. Einführung in die Texte der Bibelarbeiten und Gottesdienste, Bad Hersfeld 2000, 52-61.

² Dorothee Sölle, Eine andere Welt ist möglich, in: Dem Tod nicht glauben. Sozialgeschichte der Bibel, FS für Luise Schottroff zum 70. Geburtstag, Frank Crüsemann u.a. (Hg.), Gütersloh 2004, 19-27.

„Er ist uns entfallen der allgemeine Schmerz der Ungerechtigkeit. Die Religion ist ein Störfaktor im Wirtschaftsleben, sie behauptet, dass es außer den Gesetzen des Marktes noch andre geben muss.“ (26)

Die Religion helfe uns, unsere Rolle in der Weltgesellschaft richtig zu benennen:

„Wir sind die Feinde der Erde, Feinde von mehr als zwei Dritteln aller Menschen, Feind dem Himmel über uns und Feindin auch uns selber. Wir können uns nicht der wachsenden Barbarei subjektiv entziehen, indem wir von ihren sogenannten ‚guten Seiten‘ profitieren, ohne den Tod zu sehen, den die Großmaschine für die Seele eingeplant hat.“

Und sie fragt:

„Wer hilft uns dabei zu hoffen, wer sagt nein zu der wachsenden Barbarisierung unserer Welt? Wer steht auf?“

Ich finde ihre Fragen auch über 10 Jahre, nachdem Dorothee Sölle sie formuliert hat, bleibend herausfordernd. Ich nehme ihren kämpferischen Ton wahr, wie er gegenwärtig kaum mehr in theologischen Texten zu finden ist, aber er gehörte so zu ihr, sie vertrat ihn glaubwürdig. Ich habe Ulrike Metternich den Text geschickt, um sie zu fragen, ob wir ihn nicht aufnehmen wollen, wenn wir über gutes Leben, den Himmel und die Erde auf dieser Tagung sprechen wollen. Sie hat in einer E-Mail Folgendes darauf geantwortet:

„Insgesamt habe ich das Gefühl, dass die ‚sehr satten‘ Zeiten, in denen Sölle schrieb, für viele vorbei sind. Der ‚allgemeine Schmerz der Ungerechtigkeit‘ ist vielen sehr nahe gerückt und sicherlich damit auch die brennende Sehnsucht der Barbarisierung entgegenzutreten. Die Frage ‚Wer steht auf?‘ bleibt - und verbindet sich mit der Frage: ‚Ich will aufstehen, aber wie?‘ Gerade hier in Berlin, wo die Flüchtlingsheime überquellen, viele Menschen ehrenamtlich helfen, Nachhilfeunterricht in Deutsch geben und ganze Gemeinden sich engagieren - aber leider von anderer Seite her mit Aggression auf Flüchtlinge reagiert wird - ist ein Bewusstsein für die Notwendigkeit des Handelns sehr deutlich. Jeden Tag sehe ich Flüchtlinge in der Stadt und frage mich, wie wir diesen Menschen helfen könnten. Ebenso lebt jeder 5. Mensch in Berlin von staatlicher Unterstützung, viele profitieren nicht mehr von den Systemen, in denen sie leben. Vermehrt haben sich auch unsichere Beschäftigungsverhältnisse mit zu niedrigen Löhnen und zu niedrigen Renten in der Zukunft. Viele haben resigniert oder sind so mit dem eigenen Überleben beschäftigt, dass sie sich nicht politisch einbringen. Ich habe den Eindruck, dass wir der Angst, der Resignation, der Verzweiflung begegnen mit der Sorge, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Die Zukunft wird mehr mit Schrecken erwartet als mit Hoffnung....“

Soweit Ulrike Metternich.

Ich stimme ihr zu und habe ich mich gefragt: Ist nicht mehr das Nicht-Hinsehen das entscheidende Problem, sondern das Erschrecken – die Hilflosigkeit angesichts dessen, was dann zu sehen ist? Die Unfähigkeit zu handeln, die Konfrontation mit der eigenen Angst, der Unbeweglichkeit und Unfähigkeit? Was kann es angesichts dieser Situation bedeuten, „dem Tod nicht zu glauben“, ihm die Macht über das Leben zu bestreiten?

Anne Marijke Spijkerboer hat uns bei der letzten Sommerakademie Fotos von afrikanischen Geflüchteten gezeigt, die an der kanarischen Küste gelandet sind und Touristinnen, die in ihrem Standurlaub mit ihnen konfrontiert werden. Dieses Foto ist mir deutlich im Gedächtnis geblieben, es steht sinnbildlich für die Nähe und Zudringlichkeit des Todes, mit seinen zerstörenden Strukturen und der inneren Abwehr sich ihm zu stellen. Natürlich habe ich mich gefragt, wie ich reagieren würde in einer solchen Situation. Zum einen ist der allgegenwärtige Tod ganz nahe gerückt, so dass ich kaum die Chance habe, nicht hinzusehen. Und ich spüre meine eigene Sprachlosigkeit ihm gegenüber und den Menschen gegenüber, die vom Tod gezeichnet sind, auch wenn sie die Katastrophe des Krieges oder der wirtschaftlichen Not und der Flucht überlebt haben.

Die biblische Tradition macht begrifflich keinen Unterschied zwischen dem psychischen oder physischen Tod, dem Tod, der durch Ausgrenzung, Gewalt und seelische Not

gekennzeichnet ist und dem tatsächlichen Sterben. Der Tod ist präsent in allen diesen Facetten, die Menschen vom Leben abschneiden, in denen er die Macht übernommen hat. Ich erlebe, dass mit steigendem Lebensalter für mich die Begegnungen mit dem Tod häufiger werden, gute Freundinnen, Menschen aus meinen näheren Arbeits- und Lebenszusammenhängen sterben, oft an schweren Krankheiten. Und immer stoße ich auch an meine eigenen Grenzen, an meine Ängste vor dem Sterben und der Bedrohung, die solche Krankheiten bedeuten. Auch hier ist es mir nicht möglich, *nicht* hinzusehen, so sehr ich es auch oft wünsche. In unserer Gesellschaft ist der Tod immer noch ein Tabu, trotz oder vielleicht auch aufgrund seiner Allgegenwärtigkeit. Es fällt vielen Menschen schwer über das Sterben zu sprechen, denn immer auch sind eigene Ängste mit im Spiel. „Dem Tod nicht glauben“ – kann das gelingen, auch wenn der Tod ganz nahe ist und das eigene Leben bedroht oder das von nahen Angehörigen?

Die aktuelle Sterbehilfe-Debatte behandelt die Fragen nach dem Lebensende zurzeit höchst kontrovers auf der politisch-medizinischen Ebene: Darf die Selbsttötung ärztlich unterstützt werden? Das soll der Bundestag entscheiden. Von Befürworter_innen wird vor allem die Freiheit selbstbestimmt zu sterben vorangestellt. Was heißt in diesem Zusammenhang „Selbstbestimmung“? frage ich mich dann oft und bin erstaunt, wie groß die Zustimmung dazu ausfällt, dass Menschen sich das Leben nehmen wollen, wenn sie mit der Diagnose einer tödlichen Krankheit konfrontiert sind. Ich kann mir gut vorstellen, dass es Situationen gibt, in denen Menschen einen solchen Entschluss fassen und will das nicht verurteilen. Ich sehe nur, dass es geradezu selbstverständlich zu sein scheint, sich einer solchen Situation überhaupt nicht aussetzen zu wollen und wenn es möglich ist, sie schnell zu beenden. Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD hat dies zum Anlass für eine Studie genommen, die im Mai 2015 vorgestellt wurde.³ Untersucht wurde, welche Erfahrungen und Einstellungen dabei im Hintergrund stehen. Die Studie zeigt, dass die größte Bedeutung für die Zustimmung zur Sterbehilfe die Angst vor dem eigenen Sterben ist: vor einem langen Sterbeprozess, vor starken Schmerzen oder schwerer Atemnot und davor den Angehörigen zu Last zu fallen – diese Ängste werden am häufigsten genannt. Interessant ist: Die Ängste vor dem eigenen Sterben verringern sich mit zunehmendem Alter: Die mindestens 80-Jährigen tendieren schließlich dazu, die meisten Ängste (eher) zu verneinen.

Sterbeglück

Auf der anderen Seite steht ein medizinischer Apparat, der Erkrankte dazu drängt, angesichts einer Krebs-Diagnose alle möglichen Therapien und Operationen durchzuführen und alles Machbare auch zu versuchen. Der Arzt, der Luise Schottroff die Untersuchungsergebnisse mitgeteilt hatte, wollte sie möglichst schnell operieren. Sie lehnte dies ab. Das war nicht einfach für sie, aber sie wusste, dass sie zu geschwächt war. Zudem war unklar, ob der Krebs damit überhaupt bekämpft werden könne. Es hat sich dann sehr schnell herausgestellt, dass es nicht sinnvoll gewesen wäre. Die Alternative wäre dann gewesen, eine sehr stark dosierte Chemotherapie durchzuführen. Luise berichtete mir von dem Gespräch, in dem ihr der Arzt gesagt hatte, dass es nur zwei Möglichkeiten gäbe: Entweder die von ihm vorgeschlagene harte Chemotherapie mit allen ihren Konsequenzen oder ein schnelles, qualvolles Ende. Sie lehnte trotzdem ab. Ihr war sofort klar, dass eine solche Chemotherapie die Qualität ihres verbleibenden Lebens massiv gemindert hätte. Aber der Druck sich entscheiden zu müssen lastete massiv auf ihr. Letztlich hat sie ohne diese Behandlung viel länger gelebt, als dies irgendeine Prognose vorausgesehen hätte. Dass jemand nicht alle medizinisch und technisch möglichen Behandlungen nutzen will, ist in den meisten Krankenhäusern nicht vorgesehen. Ich höre oft davon, dass schwerkranke Menschen noch sehr belastenden Operationen und Behandlungen ausgesetzt werden, obwohl klar ist, dass sie auf jeden Fall bald sterben werden. Oft wird es ihnen noch nicht

³ Petra-Angela Ahrens / Gerhard Wegner (Hg.), Die Angst vorm Sterben. Ergebnisse einer bundesweiten Umfrage zur Sterbehilfe, Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Hannover 2015.

einmal so deutlich gesagt. Welche Art von Leben damit erhalten wird, steht dann überhaupt nicht zur Diskussion. Luise Schottroff hat sich dem widersetzt:

„Ich weiß, dass ich sterben muss, aber ich bin nicht bereit dieses Wissen über meine Freude am Leben und meine wunderbare Zeit auf dieser Erde regieren zu lassen.“

Wir haben etwa genau vor einem Jahr ein Gespräch über ihre Krankheit und das Sterben geführt. Viele von Ihnen kennen diesen Text.⁴ Ich habe sie gefragt, was denn „Leben“ für sie ausmacht in dieser schwierigen Situation. Da hat sie mir von der ersten Begegnung mit ihrer Palliativärztin erzählt, die mit ihr die Diagnose besprochen hatte. Sie sagte, dass das Ziel der Begleitung Lebensqualität sei, nicht Lebensverlängerung und auch nicht Lebensverkürzung. Die Ärztin hatte ihr versprochen, dass sie ohne Schmerzen zuhause sterben könne. Das war für Luise ein Hoffnungsmoment. Ich möchte sie zitieren:

„Ich habe daran gedacht, dass ich die Blumen in meinem Garten sehen und erleben kann, wie die Sonne scheint und wie es regnet, all die wunderbaren Gaben der Schöpfung. Das ist jetzt die Sprache der Theologie, aber ich weiß keine bessere um das Gefühl auszudrücken. Ich kann daran teilhaben, in dem ich weiter mein Leben mit meinen Freundinnen und Freunden teile.“

Diese Erfahrung, Teil der Schöpfung zu sein, hat für Luise Schottroff jeden Moment Bestand gehabt, auch noch in den letzten Wochen und Tagen ihres Lebens. Als sie selbst nicht mehr gehen konnte, hat sie sich auf die Rollstuhlfahrten gefreut. Von ihr habe ich gelernt, wie wunderbar es ist, frische Luft zu atmen. Das war immer etwas ganz Besonderes für sie nach einem langen Tag im Bett und der Erfahrung, dass es ihr immer schwerer fiel, frei zu atmen. In dem Artikel, den wir zusammen verfasst haben, hat sie das Wort „Sterbeglück“ erfunden /gefunden. Mir begegnet es seitdem an vielen Stellen. Unser Artikel hat auf wunderbare Weise eine große Verbreitung gefunden. Mit dem Wort „Sterbeglück“ hat sie eine Erfahrung ausgedrückt, die viele Menschen verbindet, die Liebe, Trauer und Verzweiflung in der intensiven Zeit des Sterbens miteinander teilen. Luise Schottroff hat es so formuliert:

„Mein Sterbeglück ist, dass ich die Beziehungen zu mir nahen Menschen noch einmal ganz neu und ganz wunderbar erlebe. Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass in unserer durchgetakteten Welt so viel Zuwendung möglich ist. Die Leute werden ja daran gehindert sich umeinander zu kümmern. Sie sind abgehetzt und übermüdet – und auf einmal bin ich umgeben von Freundinnen und Freunden, die sich die Türklinke in die Hand geben und genau begleiten, was mit mir passiert.“

Sterbeglück bedeutete für sie die Erfahrung nicht allein zu sein, sondern Menschen zu haben, die ihr helfen die Schmerzen und das Sterben zu ertragen. Sie hat dann hinzugefügt:

„Nun kann man fragen: Und wo ist Gott? denn ich will ja, dass Menschen mich begleiten. Ich würde ganz vorsichtig sagen, dass so etwas möglich ist zwischen Menschen in einer Welt, die so hart organisiert ist – da ist Gott zu fühlen.“

In ihrer gemeinsamen Bibelarbeit zum Gleichnis von den jungen Frauen (Mt 25,1-13) auf dem Kirchentag in Stuttgart haben Anne und Nikolaus Schneider diese Glücks-Erfahrung mit ganz ähnlichen Worten ausgedrückt und sich dabei explizit auf Luisens Erfahrungen bezogen. In Aufnahme der Metapher „Öl“ aus dem Gleichnis beschreibt Nikolaus Schneider seine Erfahrungen in der Zeit der Erkrankung seiner Frau:⁵

„Beziehungen zu uns nahen Menschen gehören für mich ganz wesentlich zu dem ‚Öl‘, das wir Menschen für das Glück unseres Lebens und Sterbens brauchen. Und diese Beziehungen wollen im Leben gepflegt sein, damit sie im Sterben tragen. Das wurde mir im vergangenen Jahr neu deutlich.“

⁴ Beziehungen sind Sterbeglück. Begegnung im Angesicht des nahenden Todes. Ein Gespräch von Luise Schottroff und Claudia Janssen in: zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft 2014/11, 8-11. Zum Download: <http://www.fsbz.de/medien/veroeffentlichungen/2014/zz11-2014ClaudiaJanssen.pdf>

⁵ https://www.kirchentag.de/index.php?id=16869&sessionId=350081101&manuscriptId=81|1&no_cache=1

Anne Schneider erzählte, dass ihr in dieser Zeit Worte und Texte zu einem besonderen Lebens-mittel wurden: Worte und Texte aus der Bibel, aus Liedern und Gedichten, aber auch Gespräche, Briefe, Mails und Handynachrichten.

„Gottes Wort und Menschen Worte stärkten meine Gewissheit: Ich kann leben und sterben in dem Glück, dass ich aufgehoben und geborgen bin in der Liebe von Menschen und von Gott. Das Lesen, das Wirken-Lassen und das Nach-Empfinden von heilsamen Worten und Texten gehörten und gehören für mich zu dem ‚Öl‘, das meine Fackel am Brennen hält – nicht nur in schweren Therapiewochen“

Benita Joswig, die Künstlerin und Theologin, die einige von Ihnen 2012 hier auf der Sommerakademie kennengelernt haben, hat in der Zeit ihrer Krebserkrankung ganz ähnliche Erfahrungen gemacht. In einem Gespräch hat sie mir davon berichtet:

„Die Erfahrung der Krankheit war und ist auch eine der radikalen Abhängigkeit: Wer bleibt dabei, wer unterstützt?“⁶

Zur Heilung gehört für sie, sich kleine Ziele zu setzen und zu sehen, dass ihr auch etwas zugemutet wird: „Ich habe mir einen Schutzmantel von Freundinnen und Freunden umgelegt.“ sagte sie. In den zwei Jahren ihrer Krankheit bis zu ihrem Tod im Oktober 2012 hat Benita E-mails an ihre Freund_innen geschrieben, sie hat gezeichnet und verschiedene Texte zum Thema Krankheit und Heilung verfasst. Bärbel Fünfsinn, Teresa Roelcke und ich haben dieses Material zusammengestellt und in einem Buch herausgegeben, das in diesem Monat erschienen ist. Ich zitiere im Folgenden aus der Einleitung:⁷

„Wer schreibt lebt“, das war ein wichtiger Gedanke für Benita. Wöchentlich, manchmal nur einmal im Monat erhielten wir ihre Mails. Sie ließ uns an ihrem vom Tode bedrohten Leben teilnehmen und an ihrer tiefen Lebensfreude, die mit und trotz der Erkrankung wuchs. Menschen sterben, Worte können weiter leben, sie haben Flügel und überwinden die Zeit. Wir haben dem Buch deshalb den Titel „Wortflügel“ gegeben. Mit ihm erreichen Benitas Worte eine breitere Öffentlichkeit. Das war ihr Wunsch. So sehr sie selbst das Briefe-Schreiben zur Verarbeitung ihres Erlebens brauchte, so war es ihr auch wichtig, dass sie damit auch andere Menschen erreicht, um sie zu ermutigen, über ihre Krankheit zu sprechen und auch über den Tod. Die Briefe dokumentieren eindrucksvoll, wie sie mit ihrer Krebserkrankung haderte und mit ihr leben lernte. In einem Vortrag im Sommer 2011 fragte sie:

„Wie zeigt sich Gott, wenn ein Mensch leidet?“ Ihre Antwort:

„Eine abstrakte oder rein dogmatische Rede von Gott macht hier keinen Sinn. Was zählt ist der Pulsschlag, darin pocht Gott, der Atem, in ihm wird Gott. Wir atmen im Schmerz. Gott betet im Körper.“

Gott ist sinnlich zu erfahren, ganz körperlich und gleichzeitig nicht zu fassen. Die göttliche Gegenwart in allem zu sehen und zu erfahren, das hat Benita Joswig auf ganz unterschiedliche Weise immer wieder ausgedrückt. So handelt dieses Buch nicht nur vom Sterben, sondern vor allem vom Leben angesichts des Todes. Es erzählt vom zerbrechlichen Geschenk des Lebens und seinen Schönheiten.

Gott ist Beziehung – Gott in Beziehung

Luise Schottroff, Anne Schneider und Benita Joswig beschreiben jeweils auf ihre ganz eigene Weise, dass sie in den Beziehungen zu den Menschen, die sie begleitet haben, Gott gespürt haben.

„Gott ist Beziehung“ hatte Carter Heyward in einem der frühen wichtigen feministischen Bücher unter Aufnahme von Überlegungen von Martin Buber formuliert.⁸ Das Gottesbild, das

⁶ Claudia Janssen, Endlich lebendig. Die Kraft der Auferstehung erfahren, Freiburg 2013. Gespräch mit Benita Joswig: 135-140.

⁷ Benita Joswig, Wortflügel. Briefe eines langen Abschieds, Bärbel Fünfsinn / Claudia Janssen / Teresa Roelcke (Hg.), EB-Verlag Berlin 2015.

⁸ Heyward, Carter, Und sie rührte sein Kleid an. Eine feministische Theologie der Beziehung, Stuttgart 1986.

sie hier entwirft, hat sich für mich in den letzten Jahren noch einmal auf ganz neue Weise erschlossen. Das Besondere für mich, für uns Freund_innen war, dass wir diese Gottes-Glücks-Erfahrung miteinander geteilt haben, auch und vor allem in den schweren Momenten. In unserem Miteinander haben wir sie uns gegenseitig geschenkt. Ich habe in dieser Zeit in besonderer Weise erlebt, was Marlene Crüsemann in ihrer Auslegung zum 2. Brief an die Gemeinde in Korinth „das Trostverbundsystem der Gemeinden“ genannt hat.⁹ Auf der Sommerakademie 2009 hat sie ihre Gedanken dazu auch persönlich vorgestellt. In 2 Kor 1,3ff schreibt Paulus:

Gesegnet sei Gott, die väterliche Quelle des Erbarmens und aller Tröstung! ⁴Gott tröstet uns in jeder bedrängten Lage, so dass wir andere, die auf so viele Weisen bedrängt sind, trösten können mit dem Trost, mit dem wir selbst von Gott getröstet werden.

Der Trost, die *paraklesis*, ist der Zuspruch, der Menschen rettet. Paulus stellt sie sich bildlich als Substanz eines großen Kreislaufs vor, der fortwährend weitergereicht wird, durch Himmel und Erde fließt und so alle miteinander verbindet. Dieser Strom geht von Gott aus und fließt zu Gott zurück (V. 3). Indem Gott als Quelle aller Tröstung und des Erbarmens aus menschlichem Mund „gesegnet“ wird, kehrt der Segen an seinen Ursprung zurück. Marlene Crüsemann schreibt dazu:

„Der Trost Gottes ist ein kostbares Gut, das weitergereicht werden kann von einer Menschenkette, und innerhalb derer alle empfangen, alle geben können, weil alle bedürftig sind. Paulus beschreibt, dass alles, was von Gott kommt, und alles, was mit Christus überfließend ausgeschüttet wird, keine Privatangelegenheit Einzelner ist, sondern sich sofort den anderen mitteilt und so weiterwirkt.“

In der Eigenschaft des Überfließens zeigt sich der göttliche Ursprung der Gaben, so dass alles geteilt werden kann und muss. Dadurch werden alle erreicht, miteinander verbunden zum Leben, zum Aufleben und auf diese Weise gefestigt. Es entsteht ein Beziehungsnetz zwischen Himmel und Erde, ein umfassendes ‚Trostverbundsystem‘. In 2 Kor 9,8 kommt dieser Gedanke noch einmal vor. Hier heißt es:

„Gott hat die Macht, all die freundliche Zuwendung bei euch überfließen zu lassen, so dass ihr in allem, allezeit, alles zur Genüge habt und dazu noch Überfluss zu jeder guten Tat“

Hier verwendet Paulus für die Zuwendung, die zwischen Gott und den Menschen fließt, das griechische Wort *charis*. In den meisten deutschen Bibelausgaben wird es mit „Gnade“ übersetzt, was problematisch ist, weil wir damit oft ein hierarchisches Verhältnis verbinden: Gnade, die von einer Autorität anderen (unverdient) zugesprochen wird. Für Paulus ist *charis* der Beziehungsbegriff schlechthin, der dem hebräischen Begriff *chesed* entspricht. Dazu wird Susanne Plietzsch morgen ausführlich referieren. *chesed* ist ein Akt der Freundlichkeit innerhalb familiärer und nachbarschaftlicher Beziehungen, der in Gegenseitigkeit das soziale Leben aufrechterhält. Es ist ein Wohlwollen in Gegenseitigkeit. *chesed* ist eine Haltung und ein Tun. Mit dem Wort *charis* drückt Paulus die liebevolle Zuwendung aus, die Menschen einander zukommen lassen. Gott ist Beziehung und spürbar in dem Strom der Zuwendung und des Trostes, den Menschen einander weitergeben. Heute würden wir vielleicht von einem Care-Verbundsystem sprechen.

Wenn ich das jetzt sage, dann denke ich auch daran, dass Sterben für viele Menschen in unserer Gesellschaft ganz anders ist. Für viele ist es mit großer Einsamkeit verbunden. Vielleicht ist es die schlimmste Angst, allein sterben zu müssen, ohne diese Begleitung, den eigenen Ängsten und der Verzweiflung allein ausgeliefert, sprachlos. In Krankenhäusern geht es als Folge der zunehmenden Ökonomisierung und Privatisierung des Pflegebereichs oft mehr oder weniger zu wie in einer Fabrik. Krankheiten und Sterben werden korrekt verwaltet, doch werden die Erkrankten und Sterbenden oft nur zu anonymen Nummern oder

⁹ Crüsemann, Marlene, Trost, Charis und Kraft der Schwachen: Eine Christologie der Beziehung nach dem zweiten Brief an die Gemeinde in Korinth, in: dies., Gott ist Beziehung. Beiträge zur biblischen Rede von Gott, Gütersloh 2014, 184-205.

Fällen. Die Arbeitspläne des Pflegepersonals lassen es kaum zu, dass sie sich den sterbenden Menschen so zuwenden können, wie sie es sich selbst vielleicht auch wünschen würden. Und auch die Angehörigen, wenn es denn welche gibt, stoßen an ihre Grenzen, die Pflege zu übernehmen, durch Berufstätigkeit, große räumliche Entfernungen, dadurch, dass sie in Erfordernisse ihres eigenen Leben eingebunden sind. Oft sind es dann die Töchter oder Schwiegertöchter, die bis zur Erschöpfung trotzdem die Älteren pflegen und dabei ihre eigene Absicherung im Alter vernachlässigen. Oft wird die Sorgearbeit auf Migrantinnen aus Osteuropa verschoben, unter oft problematischen Bedingungen.

Das wird auch von vielen Klinik-Angestellten so gesehen. Zurzeit findet ein Streik an der Charité in Berlin statt, in dem nicht für mehr Lohn, sondern für mehr Pflegepersonal gekämpft wird.¹⁰ Mit der derzeitigen Unterbesetzung könne keine gute Arbeit mehr geleistet werden. So konstatiert z.B. die Frauensynode der Nordkirche in ihrer Resolution zu Sorgearbeit/ Care, die sie im Februar dieses Jahres verabschiedet hat. „Die Versorgung von Menschen in bezahlter und unbezahlter Form ist nicht mehr ausreichend in menschenwürdiger Weise gewährleistet“¹¹

Noch gibt es viel zu wenige Hospize und Palliativstationen, in denen ein menschenwürdiges Sterben ermöglicht wird. Orte, an denen Menschen professionell und ehrenamtlich die medizinische und pflegerische Begleitung leisten können und den Angehörigen den Raum für einen guten Abschied ermöglichen. Dazu braucht es Veränderungen in der finanziellen Ausstattung, aber auch eine radikale Veränderung von Werten und Bildern und eine Diskussion darüber, dass Sorge- und Erwerbsarbeit auf alle Geschlechter verteilt wird. Der Unterschied zwischen einem guten und einem schrecklichen Sterben liegt nicht allein in der Schwere der Krankheit, mittlerweile gibt es fast für jeden Fall eine gute palliativmedizinische Anwendung. Der Unterschied liegt auch nicht darin, dass möglichst alle technisch machbaren Behandlungen und Therapien eingesetzt werden, sondern in der liebevollen Zuwendung, die Menschen einander schenken. Wenn über Sterbehilfe gesprochen wird, dann muss es darum gehen, dass jedem Menschen ein Hospizplatz angeboten werden kann. In Kassel z.B. gibt es zurzeit nur 6 Plätze und eine kleine Palliativstation in einem Krankenhaus. Über diese Fragen der Versorgung hinaus ist es auch meiner Sicht notwendig, dass wir gesellschaftlich neu darüber sprechen lernen, wie wir uns gutes Sterben wünschen. Dazu gehört auch, wie Ärzt_innen die letzte Phase des Lebens begleiten können und welche rechtlichen Absicherungen für sie nötig sind, wenn sie z.B. Morphium geben, um den Sterbeprozess zu erleichtern.

Doch wenn ich mir die Berichterstattung über Sterbehilfe in den Zeitungen anschau, dann scheint die Diskussion vor allem an technischer und kommerzieller Machbarkeit interessiert. Theologisch wird meist abstrakt über ethische und dogmatische Grundsatzfragen nachgedacht. Selten wird über die Liebe gesprochen, die in der Begleitung schwerkranker Menschen noch einmal ganz neu erfahren werden kann und wie sie Raum bekommen kann in dieser für alle Beteiligten schweren Zeit. Wie müsste eine Unterstützung für die Sterbenden und die Angehörigen aussehen, die ihnen dafür Raum bietet – die Beziehungen ermöglicht? Viele Menschen erzählen, dass mit dem Wissen um den Abschied Nähe und auch Zärtlichkeit noch einmal ganz neu möglich werden, dass es Gespräche gibt über die wichtigen Fragen des Lebens oder einfach nur Momente geteilter Innigkeit. Dorothee Sölle schließt ihren Artikel, aus dem ich eingangs zitiert habe, mit einer leisen Hoffnung auf Veränderung der vom Tod beherrschten Gegenwart und bezieht sich dabei auf den Mystiker Jakob Böhme, der Ende des 16. /Anfang des 17. Jh. gelebt hat:

„Gott ist das Nichts, das alles werden will, sagt Jakob Böhme. Meine Angst sagt mir, dass sich dieses Nichts in der globalisierten Welt immer weniger wahrnehmen lässt, sein Glanz immer versteckter. Aber das Nichts, das alles werden will, produziert seine

¹⁰ <http://www.tagesspiegel.de/berlin/streik-an-der-charite-berlin-pflegekraefte-kaempfen-fuer-mehr-personal/11692014.html>

¹¹ http://www.frauenwerk.nordkirche.de/docs/care_2015.pdf

eigene Unbeirrbarkeit, ja seinen eigenen mystischen Trotz. Auferstehung und
Aufstand haben dieselbe Wurzel.“

Und dann bezieht sie sich noch einmal auf Jakob Böhme, der das Göttliche als eine
Bewegung denkt, als etwas Fließendes, Wachsendes, Treibendes, als einen Prozess. Sie
schreibt:

„Wenn wir den Prozess mitvollziehen, werden wir ein Teil der Gottesbewegung und
verbunden mit allen anderen.“ (27)

Das ist eine Erfahrung, die Menschen, die sich in der Hospizbewegung, für Flüchtlinge oder
andere politische und soziale Projekte engagieren, beschreiben. Die Angst und die
Ohnmacht können sich verwandeln und einen neuen Blick auf das Leben ermöglichen.

„... endlich leben“ –

so lautet der zweite Teil der Überschrift meines Vortrags. Endlich leben, das kann beides
heißen: sich der eigenen Endlichkeit bewusst zu sein und endlich! zu leben. Es gehört
beides zusammen. Im Angesicht der Endlichkeit zu leben, eröffnet neue Freiheiten, um den
Blick auf das richten zu können, was wirklich Bedeutung für das Leben, für gutes Leben hat.
Als ich an diesem Text über den Tod und das Sterben gearbeitet habe, ist mir deutlich
geworden, dass es zentrale Lebensfragen sind, die sich hier in besonderer Weise
verdichten. Was mir nicht klar war, als ich mich mit auf den Weg begeben habe, die
Freundinnen auf ihrem Weg in den Tod zu begleiten – Luise persönlich und Benita vor allem
durch ihre Mails und einige wenige intensive Begegnungen: Ich bin mir selbst begegnet. Und
der Ewigen, Gott, der Macht in Beziehung. Die Beziehungen zu meinen Freundinnen haben
durch das Sterben, den Tod und die körperliche Abwesenheit kein Ende. Wie gern würde ich
oft zum Telefon greifen und Luise anrufen, mit ihr alles besprechen, was ich erlebe oder eine
wichtige theologische Frage erörtern. Dann merke ich, wie sehr ich sie vermisse. Einige
Gegenstände, die ich von ihr geerbt habe, ein besonders schönes warmes Wolltuch, ein
Regenschirm und natürlich ganz viele Bücher, die begleiten mich in meinem Alltag. Aber
gegenwärtig ist sie in der Liebe, die wir geteilt haben, in der Freundschaft und vor allem in
dem, was ich von ihr über das Neue Testament gelernt habe.

Ich möchte noch einmal zitieren, was sie in ihrem Artikel „dem Tod nicht glauben“ zu der
Geschichte in Mk 5 geschrieben hat:

„Die Blutflüssige, Jesus, das Mädchen und seine Eltern und die Jünger haben nicht
dem Tod geglaubt, sondern der Kraft und Nähe Gottes. Sie haben dem Tod die
Macht über das Leben bestritten, ihm die Macht fortgenommen. Wundergeschichten
der Evangelien sind Widerstandsgeschichten des Glaubens gegen die Gewalt und
die Todesmächte, die das Leben behindern und beschneiden.“

Diese Wundergeschichten können wir weiterschreiben mit unseren Erfahrungen von gutem
Leben, über die wir auf dieser Tagung sprechen und auch beim gemeinsamen Singen. Und
wir sind dabei nicht allein.

In „Brot und Rosen“, dem Lied der Textilarbeiterinnen in ihrem Kampf um bessere Lebens-
und Arbeitsbedingungen, das vor mehr 100 Jahren entstanden ist, heißt es in den letzten
beiden Strophen:

*Wenn wir zusammen, geh'n, geh'n uns're Toten mit,
ihr ungehörter Schrei nach Brot schreit auch durch unser Lied,
sie hatten für die Schönheit, Liebe, Kunst erschöpft nie Ruh,
drum kämpfen wir ums Brot, und um die Rosen dazu.
Wenn wir zusammen geh'n, kommt mit uns ein bessrer Tag.
Die Menschen die sich wehren, wehren aller Menschen Plag.
Zu Ende sei, dass kleine Leute schuftten für die Großen!
Her mit dem ganzen Leben: Brot und Rosen!*